

2 Jeder Mensch entwickelt aus dem Wissen über die eigene Einzigartigkeit die Fähigkeit, auch den anderen in seiner Einzigartigkeit zu erkennen und ihm Achtung und Wertschätzung entgegenzubringen.

Die hawaiianische Begrüßung „*Aloha*“¹ bedeutet, mit einem anderen Menschen den *Lebenshauch* zu teilen. Dabei berühren sich Stirn und Nase während die Atemluft untereinander ausgetauscht wird. Mit dieser rituellen Geste der indigenen, polynesischen Bevölkerung auf Hawai'i wird die kulturelle Botschaft verbunden, den anderen so zu nehmen wie er ist und zugleich auf das alle Menschen verbindende, lebenserhaltende Element der Luft verwiesen.² Den Sauerstoff, den die Pflanzenwelt ohne unser Zutun produziert, nutzen wir in jeder Sekunde, ohne je darüber nachzudenken. Ohne ihn wäre auf dieser Erde kein tierisches Leben möglich und damit auch der Mensch nicht lebensfähig. Für diesen *Lebenshauch*, der den menschlichen Körper belebt, gibt es in verschiedenen Kulturen unterschiedliche Begriffe. Das indische Denken nennt ihn *Aum*, das chinesische Denken *Qi*, das hebräische *Ruah*, das arabische *Ruh* und das griechische Denken *Pneuma*.³ Alle traditionellen Denkrichtungen, so der französisch-chinesische Schriftsteller und Philosoph François Cheng, bezeichnen dieses Phänomen auch als *Seele*. Er führt dazu aus, „dass die Seele nicht nur das Zeichen der Einzigartigkeit jedes Menschen ist, sondern ihm auch eine grundlegende Einheit verleiht und damit eine Würde,

¹ alo = in Anwesenheit, ha = Atem des Lebens

² vergl. Albert J. Schütz: Hawaiianisch. Kenntnis und Verständnis, Hamburg 1998.

³ François Cheng: Über die Schönheit der Seele, München 2018, S. 24.

einen Wert als Wesen.“⁴ Der Begriff der *Seele* hat im deutschsprachigen Kulturraum nur noch eine geringe Bedeutung. Allerdings kennt die Umgangssprache eine Reihe von Redewendungen, die den Begriff *Seele* beinhalten. So heißt es, jemand habe „*eine gute Seele*“ oder zwei Menschen seien „*seelen-verwandt*“, sogar eine Landschaft kann eine „*Seele*“ haben. Anders verhält es sich mit dem englischen Wort *soul*, das als Musikgenre und akzeptierte Umschreibung für eine besondere Art der Tiefsinnigkeit in die Alltagssprache Eingang gefunden hat. Während die Trias *Körper - Seele - Geist* im orientalischen Christentum noch lebendig ist, ist sie in der westlichen Welt weitgehend in Vergessenheit geraten und es dominiert seit dem Beginn des 2. Jahrtausends der Dualismus von *Körper* und *Geist*.⁵

Was ist mit der Seele des Menschen geschehen? Weshalb hat sie in der abendländischen Kultur nur noch eine so geringe Relevanz? Vielleicht ist es kein Zufall, dass wir eher von der „verletzten“ oder der „verlorenen Seele“ sprechen. Es scheint, als wäre die Verbindung zum inneren Selbst über viele Jahrhunderte verloren gegangen. Es war der französische Philosoph Jean-Jacques Rousseau, der in seinen 1776 geschriebenen autobiografischen *Träumereien* - die nicht mehr zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden - das Selbstgespräch wieder zu einer zentralen Kategorie der Reflexion machte. Im Gegensatz zu Montaigne, insistierte Rousseau, schreibe er seine Träume nur für sich. Rousseau sei es „immer darum gegangen, sich zurückzugewinnen und die eigene Stimme zu finden. Gegen die Verlockung der Nachahmung muss das eigene Denken und Empfinden erst erkämpft werden“⁶,

⁴ a.a.O. S. 43.

⁵ vergl. a.a.O. S. 66.

⁶ Rüdiger Safranski: *Einzelne Sein*, München 2021, S. 64.

schreibt der deutsche Philosoph Rüdiger Safranski. Dieser Kampf um das eigene Denken und die Empfindung des eigenen Selbst ist eine der zentralen Kategorien emanzipatorischen Denkens. Hannah Arendt sah im Zwiegespräch mit sich selbst die Grundlage für das Denken und schließt damit an Platon an, der bekanntlich formulierte: „Das innere Gespräch der Seele mit sich selbst ... ist der Gedanke.“⁷ Arendt sah darin, so Safranski, die „Anwesenheit des Anderen im Inneren des Einzelnen. Für den Einzelnen gibt es das Andere nicht nur draußen in der Welt, sondern auch drinnen, als jenes andere Selbst, mit dem man denkend ins Gespräch kommt“⁸.

Der innere Dialog hat im Spätwerk Hannah Arendts eine wichtige Bedeutung, denn es geht um die Frage, ob jemand in der Lage ist, sein Handeln danach auszurichten, ob er es mit seinem Gewissen verantworten kann. Der Selbstbezug im Sinne eines reflektierenden Denkens ist die Voraussetzung dafür, dass der Einzelne bereit ist, sich selbst gegenüber Rechenschaft abzulegen. Der Bezug zum eigenen Selbst geht verloren, so Sokrates, wenn jemand Unrechtes tut, denn dann meidet er oder sie das Zwiegespräch mit sich selbst. Die Psychoanalyse spricht hier von der Abspaltung des Ich. Die Konsequenz hieraus ist die absolute Negation der eigenen inneren Empfindungswelt. Damit entstand die Bereitschaft, wie Hannah Arendt am Fall des NS-Bürokraten und Massenmörders Adolf Eichmann aufgezeigt hat, sich bedingungslos dem nationalsozialistischen Herrschafts- und Vernichtungssystem zu unterwerfen.⁹ Das bedeutet auch, dass das männliche „Ich“ in der Imagination mit dem kollektiven

⁷ zit. nach Neil Postman: Die zweite Aufklärung, Berlin 2001, S. 93.

⁸ Rüdiger Safranski a.a.O. S. 222.

⁹ vergl. a.a.O. S. 223f.

nationalsozialistischen „Volkskörper“ zu einem „Wir“ verschmilzt. Unter diesen Bedingungen ist das „Ich“ nicht mehr in der Lage, ein „Du“, also einen anderen als anderen, wahrzunehmen.¹⁰ Insofern ist die Verbindung zum eigen Selbst die notwendige Bedingung, um verantwortungsvoll zu handeln und einen anderen Menschen in seiner Einzigartigkeit anzuerkennen und zu akzeptieren. Das gilt in besonderen Maße für die Fähigkeit, Menschen zu respektieren, die von einer körperlichen oder geistigen Beeinträchtigung betroffen sind. Als sich der amerikanische Gesundheitsminister Robert F. Kennedy im April 2025 in diskriminierender und apodiktischer Weise über die Entwicklungschancen von autistischen Kindern äußerte, reagierten viele der betroffenen Familien empört. Zwar sei es wichtig, die Ursachen von Autismus intensiver zu erforschen, es sei jedoch keine Epidemie und die Behauptung, es würde „Familien zerstören“¹¹ sei eine Beleidigung. In einem Offenen Brief an Kennedy formuliert der amerikanische Erziehungswissenschaftler Stephen Hinkle, der selbst von Autismus betroffen ist: „In der Politik muss sich widerspiegeln, dass eine Behinderung, wie z. B. Autismus, von Natur aus zu einer Person gehört und Teil ihrer Identität ist und ihren individuellen Charakter und ihre Einzigartigkeit ausmacht.“¹²

In diesem Kontext spielt die Sprache und die Verwendung der Wörter eine maßgebliche Rolle. Der amerikanisch-irische Philosoph Philip Pettit geht davon aus, dass es wesentlich sei, ob uns andere den Raum geben, um uns zu eigenständigen Persönlichkeiten zu entwickeln.

¹⁰ vergl. Toni Tholen: Der Fascho-Patriarch, in: Die ZEIT Nr. 30, 21. Juli 2022, S.50.

¹¹ Robert F. Kennedy auf einer Pressekonferenz am 16. April 2025 in Washington D.C..
<https://abcnews.go.com/GMA/Wellness/parents-experts-react-rfk-jrs-autism-claims/story?id=120911306>.

¹² Offener Brief von Stephen Hinkle an Robert F. Kennedy vom 17. April 2025.
<https://www.linkedin.com/feed/update/urn:li:activity:7319368337317130240/>.

Mittels der Sprache lernen wir im Austausch mit anderen zu denkenden Wesen zu werden. Insofern ist die Einzigartigkeit des Menschen keine statische Größe, vielmehr geht es darum, das „Werdende“ der menschlichen Existenz zu unterstreichen. Durch ihre besondere Fähigkeit, mittels der Sprache miteinander Erfahrungen auszutauschen, haben Menschen die Möglichkeit, „zu der Person zu werden, die man werden will.“¹³ Nach Pettits Vorstellung geht es dabei um die Etablierung einer Gesellschaft, in der es keine durch Herrschaft gekennzeichneten Abhängigkeitsverhältnisse mehr gibt: „Ich glaube, in der Tiefe unseres Herzens und der Seele wissen wir alle, dass wir dann am besten sind, wenn wir im Umgang mit anderen Menschen auf der gleichen Stufe stehen und wir uns frei fühlen in unseren Äußerungen.“¹⁴ Erst in einem solchen freien Diskurs und als Resultat unserer Beziehungen mit anderen Menschen werden wir zu dem, was wir sind.

In dem 1762 erschienen Bestseller *Émile* von Jean-Jacques Rousseau wird ein pädagogischer Grundsatz formuliert, der in seiner Radikalität in keinem Schulmodell bis heute realisiert ist: der oder die Lehrende habe sich an dem Bedürfnis des Lernenden zu lernen zu orientieren. Daraus folgt - wie es von Émiles Tutor praktiziert wird - eine empfindsame und aufmerksame Haltung gegenüber dem Lernenden. Anstatt zu „lehren“, versucht er, „Émile in Situationen zu versetzen, in denen er womöglich die Notwendigkeit erkennt, etwas zu lernen.“¹⁵ Diesem Anspruch gerecht zu werden, gelingt nur dann, wenn dem Kind ein entsprechender Freiraum zur Entfaltung gegeben wird und zugleich

¹³ Philip Pettit im Gespräch mit Barbara Bleisch zum Thema „Was bedeutet Freiheit?“ in: Sternstunden der Philosophie, 1. November 2021, Schweizerisches Fernsehen.50.

¹⁴ ebenda.

¹⁵ Neil Postman a.a.O. S.196.

seine einzigartige Persönlichkeit anerkannt und geschätzt wird. Diese Form der zwischenmenschlichen Lernerfahrung hat der deutsche Soziologe Hartmut Rosa als „resonant“ bezeichnet. Sie setzt voraus, dass die lehrende Person bereit ist, sich aus dem hierarchischen Schema zu lösen und mit dem Lernenden einen gemeinsamen Raum zu erschaffen, der substantielle Erkenntnisse und eine aneignende Erfahrung ermöglicht. Die Resonanzerfahrung ist dabei eine Rückkopplung mit dem eigenen Selbst und zugleich eine denkende Bewegung, die etwas im Inneren des Lernenden auf bleibende Art und Weise verankert.¹⁶

Die Erfahrung des Zwischenmenschlichen, so Martin Buber, ist eine „Sonderdimension unseres Daseins“¹⁷, die uns zwar sehr vertraut ist, deren Bedeutung uns aber wenig bewusst ist. Den Wert des Zwischenmenschlichen, wie er beispielsweise in einem „echten Gespräch“ zum Ausdruck komme, sieht Buber darin, „daß jeder seinen Partner als diesen, als eben diesen Menschen meint.“¹⁸ Den anderen Menschen in seiner Einzigartigkeit zu würdigen, anstatt ihn zu kategorisieren oder ihm das eigene Denken aufzuerlegen, bedeutet demnach ihn als Ganzes in seiner Gegenwärtigkeit wahrzunehmen und ihn in seiner Persönlichkeit anzuerkennen. Für die Herausbildung meines „Ichs“ ist die Begegnung mit dem anderen von herausragender Bedeutung. Demnach ist es nicht mehr angebracht, das einzelne „Ich“ in den Mittelpunkt des Denkens zu stellen. Vielmehr ist es an der Zeit, den Kerngedanken der Aufklärung von René Descartes „Ich denke, also bin ich“ abzulösen und

¹⁶ vergl. Hartmut Rosa: Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin, 2016, S. 402ff.

¹⁷ Martin Buber a.a.O. S. 267.

¹⁸ a.a.o. S. 279.

durch ein „Du bist, also bin ich“ zu ersetzen.¹⁹ Dieser zutiefst menschliche Gedanke bedeutet, dass ich den anderen als Gegenüber brauche, um mich zu erkennen. Genauso wie der andere mich braucht, um ganz er selbst zu werden.

¹⁹ vergl. Martin Buber: Religionsphilosoph und Humanist. Eine Dokumentation von Pierre Henry Salfati, ARTE France, 2015.